



Das gespaltene Subjekt

Von der Globalisierung zur Identitätsdiffusion

Emilio Modena (Zürich)

Zusammenfassung: Anhand von kurzen Fallgeschichten und der eigenen Betroffenheit des Autors wird versucht, den abstrakten Begriff der Globalisierung menschlich nachfühlbar zu konkretisieren. Dabei ergibt sich das Problem von doppelten oder gespaltenen Identitäten. Dem Erikson'schen Diskurs folgend erweist sich im Einzelfall, dass eine gesunde synthetische Fähigkeit des Ichs vor dem Abgleiten in die Identitätsdiffusion schützt. Sozialpsychologisch gewendet wird die These vertreten, dass es in einer globalisierten Welt keine einfache national und kulturell abgestützte Identität mehr geben kann. Das durch die neuen Informationstechnologien geschaffene Wissen um die jeweils anderen Welten führt in Richtung einer planetären Identität, die je nach Ich-Stärke mehr oder weniger fragmentiert ist.

Schlüsselwörter: Erik H. Erikson, Identität, gespaltene oder doppelte Identität, Identitätsdiffusion, Globalisierung, synthetische Fähigkeit des Ich

1 **Gespaltene oder doppelte Identität**

Ein 23-jähriger junger Mann sucht mich wegen Problemen mit dem Militärdienst auf. Er ist mittelgross, kräftig, weist aber einen leicht depressiven Zug auf. Trotz seinem ausländisch klingenden Namen wirkt er überhaupt nicht fremd auf mich. Er spricht perfekt Schweizerdeutsch und seine Klagen über den Militärdienst unterscheiden sich zunächst nicht von denjenigen, die ich von manchen jungen Schweizern gehört habe. Er sei seiner Pflichtauffassung folgend vor knapp zwei Jahren in die Rekrutenschule eingetreten. Da sei er allerdings von der «Arroganz» und «Brutalität» überrascht worden, die in dieser Institution geherrscht hätten. Er habe mit einer Mischung aus Angst und ohnmächtiger Wut reagiert und aggressive Phantasien entwickelt. Vor seinem inneren Auge habe er sich einen Vorgesetzten verbal angreifen und bald darauf auch die Waffe auf ihn richten sehen. «Ich hätte auf so einen Korporal schiessen können!». Daraufhin habe er ernstlich Angst davor bekommen, dass er sich nicht mehr zusammennehmen und es tatsächlich zu einem gröberen Vorfall hätte kommen können. Mit den Kameraden in

der Rekrutenschule habe er sich nicht anfreunden können, er habe nicht so wie sie werden wollen. Depressive Gefühle hätten sich breit gemacht. Er habe kaum schlafen können und sei auch im Urlaub antriebs- und freudlos gestimmt gewesen. Er habe sich beim Truppenarzt melden wollen, doch sei er erst dann zugelassen worden, als er Schmerzen in einem Fuss bekommen und kaum noch auf zwei Zehen habe abstehen können. Als auch die verordnete Salbe keine Wirkung gezeigt, und er sich beim nächsten Marsch laut beklagt habe, sei er von der weiteren Dienstleistung dispensiert worden. Aber auch zu Hause sei er weiterhin in sich gekehrt gewesen, freud- und initiativlos. Die Schlafstörungen seien langsam zurückgegangen und nach ungefähr drei Wochen sei er wieder sich selbst gewesen. Er wiederholt mehrmals, dass er die ganze Art und Weise der Behandlung in der Armee als «unmenschlich» erlebt habe.

Der Patient fährt weiter, er habe ein neues Aufgebot erhalten und fürchte sehr, er könnte sich nicht mehr zusammenehmen und es könnte tatsächlich zu einem schlimmeren Zwischenfall kommen. Obschon ich ähnliche Berichte schon wiederholt gehört habe, hat seine Beschreibung eine eigentümliche Intensität, es schwingt eine Verbitterung und Verzweiflung mit, die mich hellhörig macht. Nun frage ich noch einmal nach seinem Namen, der türkisch klingt und erfahre, dass er tatsächlich in Anatolien geboren und mit vier Jahren in die Schweiz gekommen ist. Sein Vater war Bauer in einem kurdischen Dorf, die Mutter Hausfrau. Er wuchs zusammen mit zwei älteren Schwestern auf, die drei und sieben Jahre älter sind. Er könne sich noch erinnern, dass sie als kleine Kinder eine Riesenangst vor dem überall gegenwärtigen Militär gehabt hätten. Immer wieder hätten sie Schüsse gehört und sich erschrocken davor versteckt. Der Vater habe flüchten müssen und sei 1993 in die Schweiz gekommen. Ein Jahr später sei ihm die ganze Familie gefolgt. Der Vater habe als Metzger arbeiten können, die Mutter sei zu Hause geblieben. Sie sei ausgesprochen ängstlich gewesen. Die älteste Schwester sei verheiratet und arbeite als Serviertochter in einer Cafeteria, die mittlere habe eine kaufmännische Lehre absolviert und arbeite als Angestellte.

K. selber sei mit sechs Jahren in den Kindergarten gekommen, wo er gerne hingegangen sei und schnell Schweizerdeutsch gelernt habe. In der Schule habe er jedoch Probleme mit dem Sprachunterricht bekommen, obschon er die Lehrerin gemocht habe. Er sei von verschiedenen anderen Schülern ausgelacht und von einigen auch geschlagen worden. Er habe sich aber heftig gewehrt, sei wütend gewesen und habe manchmal jähzornig reagiert, sodass man ihn schliesslich in Ruhe gelassen habe. Er habe aber nur wenige Freunde gehabt. Nach der 6. Klasse sei er für 3 Jahre in die Sekundarschule B gekommen. Der Lehrer sei sehr streng gewe-

sen und er, K., habe Mühe gehabt, seinen autoritären Stil auszuhalten. In einem Klassenlager sei es zu einem Vorfall gekommen: Der Lehrer habe ihn geschlagen, er habe sich wütend auf ihn stürzen wollen und sei zum Glück von zwei Kollegen zurückgehalten worden. Er hätte den Lehrer sonst niedergeschlagen. Erst mit der Zeit habe er gelernt, seinen Jähzorn mit aller Kraft zurückzuhalten. Nach der Schule habe er grosse Mühe gehabt, eine Lehrstelle zu finden und sei schliesslich zur Post gegangen. Der Lehrmeister sei nicht streng gewesen, obschon sie, die Lehrlinge, heftig pubertiert hätten, aber K. habe sich bei Konflikten nun «zusammenreissen» können.

Er wohne aktuell noch zu Hause, wo es ihm gut gefalle. Zur Mutter habe er eine starke Beziehung und mit dem Vater verstehe er sich gut. Da er nicht gerne bei der Post arbeite, wolle er mit ihm möglichst bald einen Kebab-Stand eröffnen. Auf meine Frage nach Angst und depressiven Zuständen antwortet K., dass er schon öfters nach Misserfolgen oder schlechten Nachrichten in depressive Zustände hineingeraten sei, die einige Tage andauern würden, manchmal habe er dabei auch Selbstmordgedanken bekommen. Zudem leide er an gewissen Phobien: so habe er eine ausgeprägte Höhenangst und könne z. B. von einem höheren Stockwerk nicht hinunterschauen. Und – obschon er schwimmen könne – bekomme er im Wasser eine panische Angst vor dem Ertrinken. Eigentliche Zwangsgedanken verneint er, er müsse aber doch zwanghaft immer wieder an die Militärproblematik denken. Bei alltäglichen Konflikten werde er sehr schnell aggressiv und müsse sich beherrschen. Manchmal schlage er gegen die Wand, um den Hass loszuwerden. Deswegen gehe er auch nur selten «in den Ausgang». Er fürchte sich vor Zwischenfällen. Dabei konsumiere er keinerlei Drogen und trinke nur wenig Alkohol. Er habe relativ oft Schmerzen in den Knien, sei aber damit nie zum Arzt gegangen.

Ich bin von K.s Schicksal beeindruckt und sehe vor allem den drei- bis vierjährigen Knirps, welcher sich vor dem Kanonendonner oder Maschinengewehrgeknatter aus der Ferne mit seinen Spielkameraden versteckt. Auch die Anpassungsleistung in der Schule und Lehre beeindruckt mich, trotz der persistierenden ängstlich-depressiven und auch aggressiven Probleme. Deswegen will ich dem Patienten – ganz abgesehen von der Militärproblematik – eine Psychotherapie anraten. Ich kenne eine kurdisch-türkische Therapeutin, die ich sehr schätze, und will K. ihren Namen und ihre Adresse angeben. Da antwortet er mir überraschend, er könne sich zwar schon vorstellen, eine Therapie zu machen, aber gewiss nicht auf Türkisch. Es sollte am besten eine ältere, deutsch sprechende Frau sein. Er verkehre auch sonst nicht mit Kurden oder Türken – abgesehen von der engeren Familie. Das hätte ich nicht erwartet! Normalerweise wollen die Patienten in einer Therapie ihre

Muttersprache sprechen können. Aber K. ist früh in die Schweiz gekommen und spricht, ausser mit den Familienangehörigen, immer Dialekt. Er fühlte sich darüber hinaus in der Schweiz in Sicherheit vor dem Krieg – bis er zur Rekrutenschule eingezogen wurde. Auf der anderen Seite will er mit dem Vater einen Kebab-Stand eröffnen, das dann schon lieber als im Postdienst zu bleiben ... Er verfügt offensichtlich über eine doppelte oder gespaltene Identität. Er ist zugleich *türkischer Kurde* und *Schweizer*. Je nach Situation wiegt die eine Ich-Identität schwerer als die andere. Im Militärdienst droht der Ausbruch früherer traumatischer Ängste, im Zivilleben unterscheidet er sich kaum von einem gleichaltrigen schweizerischen Jugendlichen – obschon die Idee, mit dem Vater einen Kebab-Stand zu führen, wiederum an seine türkisch-kurdische Identität denken lässt.

K. ist in meiner Praxis keine Ausnahme. Ich kann mich auch selbst an meine gespaltene Identität erinnern. Ich kam mit neun Jahren in die Schweiz, als meine Mutter nach dem Tod meines Vaters in zweiter Ehe einen Schweizer heiratete. Nach der Überwindung des Kulturschocks lernte ich die Sprachen, die in Zürich üblich sind, Dialekt unter Kollegen und Hochdeutsch im offiziellen Diskurs. Ich übernahm auch viele schweizerische Eigenarten und verkehrte fast ausschliesslich unter Schweizern, heiratete eine Schweizerin und sprach mit meinen Kindern Schweizerdeutsch. Die italienische Identität behielt ich freilich bei meinen Essgewohnheiten und in der direkteren Art des Umgangs mit Lehrern und sonstigen Autoritätspersonen bei. Ich fühlte mich in der Schweiz als Italo-Schweizer, was sich allerdings änderte, wenn ich einige Wochen in Italien in den Ferien verbrachte. Da begann ich unmerklich wieder, italienisch zu denken und zu fühlen. Allerdings wurde ich in Italien immer wieder mit meiner Fremdheit konfrontiert, wenn es ums Einkaufen ging oder wenn ich es mit bürokratischen Institutionen zu tun hatte. Da fehlten mir ganz einfach die Erfahrungen und die Begriffe! Und meine Nachbarn und Kollegen nannten mich freundlich «lo svizzero».

In der psychotherapeutischen Praxis in Zürich hatte ich es in den ersten 15 Jahren (ab 1974) meistens mit Schweizer PatientInnen zu tun, die von mir während meiner politischen Tätigkeit in schweizerischen Gruppen oder aus den Kreisen des (ebenfalls vorwiegend schweizerischen) psychoanalytischen Seminars gehört hatten. Daneben kamen auch immer wieder italienischsprachige PatientInnen zu mir, da ich einer der wenigen Psychotherapeuten in Zürich war, der gut Italienisch sprach. Dabei handelte es sich meist um süditalienische Arbeits-Emigranten, deren besondere Kultur ich erst im nahen Umgang mit ihnen kennenlernen musste, da ich selbst aus einer kleinbürgerlichen Familie in Norditalien stammte und die ersten 3 1/2 Schuljahre in Genua verbracht hatte. Diese Situation begann sich im

Verlauf der 80er- und besonders im Verlauf der 90er-Jahre zu ändern. Zuerst kamen politische Flüchtlinge aus Lateinamerika und aus der Türkei, später Menschen aus dem fragmentierten Ex-Jugoslawien: Kroaten, Serben, Kosovo-Albaner.

Vor allem ab den 90er-Jahren wurden die Folgen der Globalisierung für mich und meine ganze Praxisgemeinschaft, die sich unter dem Dach der Stiftung für Psychotherapie und Psychoanalyse zusammengefunden hatte, besonders spürbar. Einerseits schlossen altbekannte Produktionsbetriebe wie die Steinfels, die Escher-Wyss oder die SRO ihre Tore und verlegten ihre Aktivität in die Dritte Welt, andererseits meldeten sich bei uns immer mehr PatientInnen aus aller Herren Ländern, darunter auch Afrikaner und Asiaten. Das Internet entwickelte sich mit rasender Geschwindigkeit und bald waren das Handy und der Computer aus dem Alltag nicht mehr wegzudenken. Zufällig kam ich auf einem Rückflug aus Paris neben einem Ingenieur einer schweizerischen metallverarbeitenden Firma zu sitzen, welcher mir begeistert erzählte, wie sie neue Werkteile zusammen mit chinesischen Ingenieuren gleichzeitig am Computer entwickelten. Sie konnten die Teile zeitgleich dreidimensional auf dem Bildschirm abbilden und gemeinsam verändern. Dieses Erlebnis veränderte mein Bewusstsein nachhaltig – obschon ich theoretisch schon länger von der Globalisierung als neue weltumspannende Strategie wusste und im Laufe der Jahre sehen konnte, wie sich die Fabriken in den Industriequartieren veränderten. Schon anlässlich unseres «Projektes Arbeiterbewusstsein»¹, als wir in einem damals (1985) noch existierenden Mikroelektronikbetrieb recherchierten (welcher wenige Jahre später von einem Multi aufgekauft und bald darauf stillgelegt wurde), erfuhren wir, dass die Firma neben 47% Schweizern 53% Ausländer aus 29 Nationen beschäftigte! Das Phänomen der gespaltenen oder doppelten Identität ist also nicht neu, sondern so alt wie die Geschichte der Emigration seit den Anfängen der Industrialisierung.

Was sich seit den 90er-Jahren des letzten und in den ersten Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts parallel zur Entwicklung der Mikroprozessoren und des Internets verändert hat, ist die flächendeckende neue Kapitalstrategie der Globalisierung, d. h. die systematische Verlegung der Produktion von den europäisch-amerikanischen Metropolen in die Schwellenländer der 3. Welt. Diese Billig-Lohn-Strategie hat neben der erwünschten Profitmaximierung auch zu einer Vervielfachung und Diversifizierung der Emigration geführt, die im eigentlichen Sinne des Wortes weltumspannend geworden ist. So, wie viele Unternehmer, Spezialisten oder einfach nur Glücksritter aus der Ersten in den anderen Welten ein besseres Auskommen suchen, werden Facharbeiter, Ingenieure, Informatiker oder Ärzte aus den weniger entwickelten Ländern in die hoch entwickelten importiert. Und die Verlierer der

Globalisierung, die Parias aus der Dritten Welt versuchen mit allen Mitteln – legalen und illegalen –, in die durch die neuen Medien vermittelten vermeintlichen Eldorados der Metropolen einzudringen.

Ich behandle gegenwärtig einen 30-jährigen Patienten aus der Dominikanischen Republik, der als Schulkind von einer italienischen Familie, die dort die Ferien verbrachte, in die Toskana mitgenommen wurde und dort aufgewachsen ist. 18-jährig verliebte er sich in eine Schweizerin, die ihre Ferien in Italien verbrachte. Die Besuchsbeziehung, die daraus entstand, führte zur Heirat und zur Immigration in die Schweiz, wo er bald Vater wurde. Die Beziehung hielt allerdings nicht lange, die Frau liess sich von ihm scheiden, sodass sein Aufenthaltsstatus in der Schweiz prekär wurde. Er fand jetzt eine Kolumbianerin, die nach einer Trennung in Spanien einem Schweizer nach Zürich gefolgt, von ihm aber verstoßen worden war. Sie arbeitete hier als Prostituierte. Nach einigem Hin und Her kam eine Liebesgeschichte zustande, mein Patient reiste zur Familie der Frau, die zum einen Teil in Bogotà und zum anderen Teil in Las Palmas (Gran Canaria) lebte, wurde akzeptiert und konnte heiraten. Nach der Rückkehr aus Spanien wohnt das Paar jetzt wieder in Zürich. Hier arbeitet sie in der Gastronomie und er wartet auf eine Arbeitsgenehmigung, um eine Stelle als Hilfsarbeiter auf dem Bau annehmen zu können.

Andere Menschen aus den Armutsgewässern der Welt haben weniger Glück. Von ihren Familien oder Clans ausgewählt (welche das Reise- und Schleppergeld zusammenlegen) werden sie auf die lange Reise nach Europa geschickt, wo sie – falls sie nicht unterwegs erstickten, ertrinken oder erfrieren – die ständig anwachsende Menge der Sans-Papiers alimentieren. Trotz der Tatsache, dass diese keinerlei Rechte besitzen und dementsprechend wirtschaftlich aufs Äusserste ausgebeutet werden, bringen sie es oft fertig, ihren Angehörigen in den Hungerländern Afrikas, Asiens oder Südamerikas monatlich ein paar hundert Franken zu schicken, womit sich dort eine Grossfamilie über Wasser halten kann.

Das Bild der Globalisierung im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts wäre aber unvollständig, würde ich nicht auch darauf hinweisen, dass sich z. B. im Steuerparadies Zug einer der weltweit grössten Rohstoffkonzerne angesiedelt hat, dessen Spezialisten in Australien, Zentralafrika oder Kanada tätig sind. Auf einer ganz anderen Einkommensstufe, welche Dienstpersonal und Privatschulen ermöglicht, müssen sich die Managerfamilien bereithalten, um unter Umständen alle paar Jahre in ein anderes Land oder gar auf einen anderen Kontinent versetzt zu werden. Die entsprechenden Probleme eines chilenisch-italienischen Paares haben den Mann vor Jahren schon mit einer mittelschweren Depression in meine

Praxis geführt. Der Therapieerfolg mit der Auflösung der Depressivität hatte damals zur Folge, dass er aus seinem Konzern ausstieg und sich in Tessin nahe der Grenze zu Italien ein Haus kaufte und sich mit einer Beratungspraxis selbstständig machte. Von Zeit zu Zeit ruft er mich an. Anlässlich des letzten Telefongesprächs vor wenigen Wochen, hat er mich allerdings um die Adresse eines Therapeuten in Mailand gebeten, weil seine Geschäfte in der aktuellen Finanzkrise schlechter gehen und er eine neue Depression auf sich zukommen fühlt.

Andererseits dürfen sich die von der Entlassung bedrohten Arbeiter von Swiss-Metall in Reconvillier im Berner Jura freuen, da das Werk nicht mehr stillgelegt werden soll, nachdem es von chinesischen Investoren aufgekauft worden ist. Die Chinesen (Baushida Holding) – deren Motive undurchsichtig bleiben – sollen sich verpflichtet haben, alle Arbeitsplätze zu erhalten. Wenn das stimmt und von Dauer sein sollte, dürften damit einige psychische Krisen verhütet werden können. Ich habe diese Nachricht kürzlich in Radio und Fernsehen gehört und zur Kenntnis genommen, während meine Lebensgefährtin, welche aus dem Berner Jura stammt, richtiggehend erleichtert war und sich riesig freute – so sehr hatte sie die bevorstehende Schliessung des alteingesessenen Werkes bedrückt, an welchem sie oft vorbeigefahren war.

Mit anderen Worten: Die durch Mikroelektronik und Informationstechnologie ermöglichte Globalisierung und das nach der Implosion des real existierenden Sozialismus freigesetzte Kapital, hat viele Facetten, von denen einige auch im Mikrokosmos meiner Praxisgemeinschaft sicht- und fühlbar werden. Die durch die Kapitalströme in Bewegung gesetzte neue Völkerwanderung weitet sich aus und lässt kaum jemanden unberührt. Die damit einhergehenden Identitätsprobleme der in Bewegung versetzten Akteure sind nicht neu – wir kennen sie, wie schon gesagt, seit es Migrationsbewegungen gibt (ich kann z. B. auf eine der ersten hierzu erschienenen Publikationen im deutschen Sprachraum hinweisen, dem von Peter Möhring und Roland Axel herausgegebenen Band «Interkulturelle psychoanalytische Therapie» von 1995).

Als ich 1950 im Zürcher Aussenbezirk Altstetten in die vierte Primarschulklasse eingeschult wurde, war ich der einzige Ausländer, was sich auch während der Gymnasialzeit nicht änderte, sodass ich persönlich von keinerlei Xenophobie betroffen war. Dies hat sich mittlerweile gründlich verändert. Ausländerhass zwischen Schweizern und Immigranten, wie auch unter verschiedenen Ausländergruppen ist heute an der Tagesordnung. Was sich mit der Globalisierung in Bezug auf Identitätsprobleme geändert hat, ist ihr massenhaftes Vorkommen. Die Frage wäre, ob die beständige Zunahme mit der Zeit von der

Quantität zu einer neuen Qualität führt, oder schon geführt hat. Die gesamteuropäische Zunahme eines ausländerfeindlichen Rechtspopulismus könnte hierfür ein Indiz sein. Tatsächlich erleben grosse Massen der jeweils einheimischen Bevölkerung die Fremden (oder vielleicht besser: das Fremde) als eine Bedrohung.

2 Von der Ich-Identität zur Identitätsdiffusion

Erik H. Erikson anerkennt in seinem Werk *Identität und Lebenszyklus* (1973) zwar die Freud'sche epochale Leistung, «die physikalischen Erkenntnisse seiner Zeit auf die Psychologie» angewandt zu haben, ist andererseits aber der Meinung, dass «die daraus entwickelte Theorie, dass die Triebenergie analog zur Erhaltung der Energie in der Physik übertragen, verschoben und umgewandelt wird» nicht mehr ausreiche «zur Erklärung der Erscheinungen, die wir inzwischen zu beobachten gelernt haben» (S. 18). Auf der Grundlage seiner ethnopsychoanalytischen Untersuchungen bei den Sioux-Indianern postuliert Erikson für die Entwicklung der individuellen Identität eine Ergänzungsreihe von persönlicher Reifung und Entwicklung mit den Gegebenheiten der Gruppenidentität der jeweiligen Kultur. «Nur in Zusammenarbeit könnten Psychoanalyse und Sozialwissenschaft nachzeichnen, wie der Lebenskreis des Einzelnen von Anfang bis Ende von der Geschichte des Gemeinwesens durchwoben ist» (S. 11). Dabei sollte nicht nur gesehen werden, «was die Gesellschaft dem Kinde alles versagt», sondern zunächst, was sie ihm alles gibt, «wie sie es allein dadurch, dass sie es am Leben erhält und durch eine spezifische Form der Fürsorge für seine Bedürfnisse sorgt, zu ihrer besonderen Lebensform verleitet» (S. 14). Die «Gruppenidentität» geht der individuellen Identität voraus. Erst aus der Wahrnehmung des Heranwachsenden, dass seine «individuelle Weise, Erfahrungen zu verarbeiten [seine Ich-Synthese], eine erfolgreiche Variante einer Gruppenidentität ist und im Einklang mit der Raum-Zeit und mit dem Lebensplan der Gruppe steht, muss [er] ein belebendes Realitätsgefühl ableiten können» (S. 17). «Dieses Gefühl möchte ich ›Ich-Identität‹ nennen». «Das bewusste Gefühl, eine *persönliche Identität* zu besitzen, beruht auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen: der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, dass auch andere diese Gleichheit und Kontinuität kennen» (S. 18).

So haben die von den weissen Amerikanern besiegten Sioux-Indianer eine gespaltene (oder doppelte) Identität: Auf der einen Seite hat sich die historische Identität des längst ausgestorbenen Büffeljägers aufgrund des passiven Widerstandes des Stammes gegen seine Umerziehung erhalten (es wird weiterhin von einer Zukunft geträumt, in welcher die Vergangenheit zurückkehren wird).

Andererseits musste auch die Identität des amerikanischen Staatsbeamten angenommen werden, der ihnen einen gegenwarts- und ortsbezogenen Lebensplan mit «Haus und Herd und Bankkonto» vermittelte.

Einer meiner süditalienischen Patienten war vor 30 oder 40 Jahren aus einer Bauernfamilie in die Schweiz aufgebrochen, um sich hier ein besseres Leben aufzubauen. Er war zuerst auf dem Bau tätig gewesen, wo er es dank Fleiss und Intelligenz bald zum Vorarbeiter brachte. Er lernte die in der Schweiz notwendigen Sprachen (Deutsch und Schweizerdeutsch), gründete eine Familie und entwickelte mit der Zeit das Bedürfnis, sich selbstständig zu machen. Da er für die Gründung oder den Erwerb eines Bauunternehmens zu wenig Geld gespart hatte, beschloss er, ins Gastgewerbe zu wechseln, besuchte berufsbegleitend die vorgeschriebenen Kurse und eröffnete in seinem Dorf unweit von Zürich ein Restaurant. Dank seinen Kochkünsten (er war Hobby-Koch gewesen) und seinem heiteren Wesen – abends sang er den Gästen noch mit Gitarren-Begleitung italienische Lieder vor – hatte er immer grösseren Erfolg. Sein Restaurant entwickelte sich in wenigen Jahren zu einem Mittelpunkt des Dorflebens; da erlitt er auf einem Fahrradausflug einen schweren Unfall und brach sich die Schulterknochen. Einer Reihe von orthopädischen Operationen blieb der Erfolg versagt – er konnte nicht mehr selber kochen und Gitarre spielen. Ein jahrelanger Rechtsstreit mit den Versicherungen zermürbte zusätzlich seine Nervenkraft. Es entwickelte sich eine anhaltende somatoforme Schmerzstörung, und er reagierte zunehmend depressiv. Auch die vom Hausarzt verordneten antidepressiven Medikamente schlugen nicht an. Schliesslich musste er das Restaurant veräussern und wurde dabei noch von seinem Nachfolger übers Ohr gehauen.

Als er mich aufsuchte, wagte er kaum noch, aus dem Haus zu gehen. Er hatte den Zusammenbruch seines kleinen Königreichs als eigenes Verschulden erlebt und verinnerlicht und schämte sich derart intensiv, dass er – der alle kannte – von niemandem mehr gesehen werden wollte; zur Schmerzstörung und zur Depression war auch eine soziale Phobie hinzugekommen. Er konnte sich lediglich im engsten Familienkreis bewegen und den Garten betreuen, wo ihn hinter hohen Hecken niemand sehen konnte. Alle meine Versuche, ihn von seiner Unschuld zu überzeugen und seine Ressourcen zu aktivieren, fruchteten (ausser bei der Gartenarbeit) ebenso wenig, wie die verschiedenen Medikamente. So kam ich auf den Gedanken, ihm einen Ortswechsel zu verordnen. Er sollte für einige Zeit in sein Dorf nach Italien zurückkehren, wo nach dem Tod seiner Eltern nur noch entfernte Verwandte lebten, und wo er ein Haus besass. Da hatte niemand von seinem wirtschaftlichen Niedergang erfahren. Tatsächlich besserte sich dort sein depressiver Zustand, und

die soziale Phobie verschwand. Er war für einige Wochen wieder ein Ehrenmann, der es in der fernen Schweiz weit gebracht hatte. Leider kann er nur von Zeit zu Zeit «Ferien» im Heimatland verbringen, da er seine erwachsenen Kinder und eine Enkelin hier in der Schweiz hat. Seine Frau, die schon unter seinem völligen Libidoverlust zu leiden hat, möchte keinesfalls die Kinder vermissen. So pendelt er zwei- oder dreimal im Jahr zwischen der negativen Identität eines Versagers – mit allen schon genannten Symptomen – und der positiven Identität eines angesehenen Immigranten, der seine engere Heimat besucht.

Das Problem der gespaltenen oder doppelten Identität ist für eine relativ flexible und Ich-starke Persönlichkeit, die keine allzu grossen Traumatisierungen ausser dem obligaten Kulturschock durchgemacht hat, meistens ohne grössere psychische Probleme oder gar Zusammenbrüche lösbar. Solange die synthetische Fähigkeit des Ichs erhalten und ausreichend bleibt, lernen die betroffenen Individuen, mit ihren verschiedenen Identitäten in einer realitätsadäquaten oder sogar kreativen Art umzugehen. Sie verhalten sich im jeweilig anderen Land automatisch entsprechend den Erwartungen der dortigen Gesellschaft und Kultur und können oft auch Elemente der einen in die andere Realität überführen. Damit ein relativ flexibler und Ich-starker Erwachsener zustande kommt, braucht es allerdings auch eine relativ liebevolle und «spiegelnde» Familiensituation, angefangen bei einer «good enough mother» (Donald Winnicott), die dem Kinde sowohl genügend Bindung als auch genügend Autonomie erlaubt. Ferner ist das Verhalten der sozialen Umgebung im Einwanderungsland von entscheidender Bedeutung. Insbesondere eine freundliche Akzeptanz des Fremden mit seinen Schwierigkeiten und Eigenarten in Schule und Arbeitswelt – vor allem auch in der Adoleszenz – ist entscheidend. Ein latent ablehnendes und verfolgendes Verhalten von Lehrern und Mitschülern oder gar eine offene xenophobe Konfrontation und Verfolgung bringt die synthetische Fähigkeit des Ichs der Immigranten bald an ihre Grenzen. Es kann dann sowohl zu Überidentifikationen mit der ursprünglichen Kultur und dann z. B. zur Bandenbildung und zur Entstehung von Subkulturen kommen, oder gar von offenen aggressiver Besetzung bis zur völligen Ablehnung der Identität des Gastlandes, was ein Hauptgrund für soziales Schmarotzertum und alle Formen kriminellen Verhaltens, Drogensucht und Alkoholismus darstellt, indem sich das verletzte Gerechtigkeitsempfinden eines ursprünglich integrationswilligen Fremden je nach seiner Über-Ich-Struktur endo- oder exogen rächen muss.

Erikson spricht in diesem Zusammenhang von der *Identitätsdiffusion*. «So wie Biff es in Arthur J. Millers ›Tod eines Handlungsreisenden‹ ausspricht: ›Ich kann es einfach nicht zu fassen kriegen, Mutter, ich kann das Leben nirgends fest-

halten». In Fällen, in denen dieser Zwiespalt auf starken früheren Zweifeln an der eigenen ethnischen oder geschlechtlichen Identität beruht, kommt es nicht selten zu kriminellen oder psychotischen Episoden» (S. 110). Entscheidend ist hierfür der Ausgang der Adoleszenzkonflikte (vgl. auch Erdheim 1982²). «Im Allgemeinen ist es hauptsächlich die Unfähigkeit, sich für eine Berufsidentität zu entscheiden, was die jungen Leute beunruhigt. Um sich selbst zusammenzuhalten, überidentifizieren sie sich zeitweilig – bis zu einem Grad völliger Aufgabe des Ich – mit den Helden von Cliquen und Massen. Andererseits werden sie bemerkenswert exklusiv, intolerant und grausam gegen andere, die «verschieden» sind in Hautfarbe oder Herkunft, Geschmack und Gaben, oft auch nur in ganz winzigen Momenten der Kleidung und Gestik, die willkürlich als die Kennzeichen der Gruppenzugehörigkeit gewählt werden. Es ist wichtig, dass man diese Intoleranz als notwendige *Abwehr gegen ein Gefühl der Identitätsdiffusion* versteht [...]» (S. 110).

Was Eriksson bereits 1959 für die amerikanische Gesellschaft niederschrieb, gilt unverändert auch 50 Jahre später in Europa und in der Schweiz. Erschwerend kommen allerdings die durch die eingangs beschriebene Globalisierung verursachten komplizierten Emigrationsschicksale hinzu, von den politisch verfolgten Immigranten ganz zu schweigen (deren psychische Situation durch die Verfolgung in ihren Heimatländern, Folter und kumulativen Traumatisierungen bei der Asylsuche noch weit mehr belastet wird).

Ich will abschliessend noch den Fall einer Patientin skizzieren, die ich seit vielen Jahren psychotherapeutisch begleite. Frau B. stammt aus einer grossen ethnischen Minderheit eines nordafrikanischen Landes, wo sie die älteste Tochter einer angesehenen Familie in einem kleinen Städtchen war. Sie wurde sehr gemässigt religiös erzogen und erinnert sich an eine überwiegend glückliche Kindheit im Schosse einer Grossfamilie, wo sie besonders von den Grosseltern gefördert wurde und sowohl das Schneiderhandwerk als auch den Beruf einer Coiffeuse erlernte, welchen sie mit viel Freude beim Aushelfen im Laden eines Onkels ausübte. Sie war noch keine 18 Jahre alt, als ein älterer Mann um ihre Hand anhielt. Sie wurde traditionell von der Familie verheiratet und wurde bald Mutter zweier Mädchen. Ihr Mann, der sie während der Verlobungszeit sehr fürsorglich und aufmerksam behandelt hatte, entpuppte sich nach der Heirat allerdings bald als äusserst autoritär. Als die Töchter noch wenige Jahre alt waren, beschloss er, in die Schweiz zu emigrieren, wo es sich leichter Geld verdienen liess. Kaum hatte er sich in der Romandie etabliert, zwang er die Frau, nachzukommen und die Töchter bei Verwandten zu lassen. Er hatte eine Anstellung als Verkäufer gefunden, sie arbeitete als Hausmädchen. Während sie sich relativ schnell akkulturieren konnte, da sie

schon in ihrem Ursprungsland in der Schule Französisch gelernt hatte und bei einer verständnisvollen Familie ihren Dienst versah, litt sie sehr an der Trennung von den Töchtern und am zunehmend groben Verhalten ihres Ehemannes. Ihre Lage verschlimmerte sich, als er beschloss, in die deutschsprachige Schweiz umzuziehen, wo er eine lukrativere Stelle gefunden hatte. Nun musste sie in einem grossen Hotel als Zimmermädchen arbeiten und zu ihren schon geläufigen drei Sprachen (die Sprache ihres Heimatortes, Arabisch und Französisch) noch Deutsch und Schweizerdeutsch dazu lernen. Zudem hatte sie eine strenge Chefin, welche sie – die jüngere und schönere Ausländerin – immer wieder schikanierte. Wenn sie sich zu Hause beklagte, gab es jetzt Schläge vom Ehemann. Frau B. hatte allerdings in der Schweiz in wenigen Jahren nicht nur die neuen Sprachen gelernt, sondern sich auch mit den Rechten und Freiheiten einer Schweizerin identifiziert. Sie reichte trotz aller Interventionen ihres Familienclans (ihre Eltern waren mittlerweile mit mehreren Geschwistern nach Paris umgesiedelt) die Scheidung ein. Sie hatte allerdings nicht damit gerechnet, dass der geschiedene Ehemann in ihrem sehr patriarchalen Ursprungsland die Ausreise der Töchter gerichtlich verhindern konnte. Als genau dies geschah, erlitt sie eine psychotische Attacke und musste in ein psychiatrisches Spital gebracht werden. Nach der Entlassung lernte sie einen unglücklich verheirateten italienischen Chauffeur kennen, der sich in sie verliebte und ihr auch tatkräftig bei der Arbeit – wo sie weiterhin gemobbt wurde – zu helfen versuchte. Natürlich musste sie die intime Beziehung vor ihrer Familie sorgfältig geheimhalten. In dieser Zeit begann sie, bei der Arbeit als Zimmermädchen im Hotel an Rückenschmerzen zu leiden, welche sich als therapierefraktär erwiesen. Als sich ihr Freund von ihr zurückzuziehen begann, weil sie nicht mit ihm zusammenziehen wollte (und er sich nicht scheiden liess), wurde sie depressiv und suchte Hilfe in meiner Praxis. Ich konnte in der Trennungssituation von ihrem italienischen Freund nicht verhindern, dass sie zum zweiten Mal psychotisch erkrankte, wobei diesmal nach einem recht kurzen Krankenhaus-Aufenthalt eine ambulante, medikamentös begleitete Psychotherapie zu ihrer Stützung genügte. Da die Frau nun nicht mehr arbeitsfähig war, erfolgte eine Anmeldung bei der Invalidenversicherung (IV). Sie hatte sich aber soweit wieder aufgefangen, dass sie in einer Art Husarenstück mit List und Tücke – und mit viel Bestechungsgeld – Pässe für ihre zwei mittlerweile schulpflichtigen Mädchen beschaffen und sie aus Nordafrika nach Zürich holen konnte. Nach der inzwischen zugesprochenen IV-Rente und den vom geschiedenen Ehemann eingeklagten und erstrittenen Alimenten, konnte sie sich der Einschulung ihrer Töchter und dem Haushalt widmen, ohne allzu oft in psychotische Verwirrtheitszustände zu geraten, die sich

mit relativ geringen Dosen von Neuroleptika jeweils in wenigen Tagen auffangen liessen. Allerdings fiel Frau B. zu dieser Zeit in ihre früher kaum mehr beachtete Religion zurück und wurde nach und nach zu einer frommen Muslimin. Als sich nach einigen Jahren die zwei Töchter gut in ihrer Schule integriert hatten, begann die immer noch sehr hübsche und gut gepflegte Frau – die leidenschaftlich gerne tanzte –, von einem neuen Leben zu träumen. Allerdings kam nur noch eine traditionelle Heirat in Frage, und Sex vor der Eheschliessung war undenkbar geworden. Sie verliebte sich in grösseren Abständen, aber keiner der Männer, die in Paris bei ihren Eltern um ihre Hand anhalten mussten, fand vor diesen Gnade. Immer hatten die Eltern etwas auszusetzen, während ihre jüngeren Schwestern – französisch identifiziert – eine nach der anderen heiraten durften. Sie reagierte auf das Scheitern ihrer Bemühungen jeweils mit depressiven Verstimmungen und Somatisierungen.

Heute ist sie an die 40 Jahre alt und ihre Töchter sind ihrerseits in das heiratsfähige Alter gekommen. Die ältere von beiden hat sich letztes Jahr standesgemäss verlobt. Frau B. ist etwas beliebter geworden, aber immer noch eine schöne Frau. Sie ist als Schweizerin eingebürgert und träumt noch von einer grossen Liebe. Es muss aber ein Muslim aus ihrer engeren Heimat sein, der ihren Eltern genehm wäre. Sie hat das Problem der Identitätsdiffusion durch den Regress auf die islamische Religion für sich teilweise gelöst und ist nie mehr manifest psychotisch geworden. Ihre synthetische Ich-Fähigkeit reicht gerade noch aus, um ihre arabische und schweizerische Identität miteinander zu versöhnen. Allerdings geschieht dies um den Preis zahlreicher Somatisierungen und kleinerer depressiver Episoden. Mich besucht sie noch ungefähr einmal im Monat. Ich verschreibe ihr manchmal Beruhigungsmittel, bin aber vor allem die Vertrauensperson, welche ihre ganze Geschichte kennt und bei der sie über alles frei sprechen kann – sei es die Enttäuschung über ihre Eltern in Paris oder feindselige schweizerische Behörden. Kürzlich ist ihr Versuch, mit städtischen Stipendien eine Erwachsenenlehre als Coiffeuse zu absolvieren – zur Ausübung des Berufes in Teilzeitarbeit bräuchte sie ein Diplom – aus sprachlichen Gründen gescheitert. Trotz mehreren Deutschkursen ist sie im schriftlichen Ausdruck noch ungenügend. Ich bin auch der Vermittler, der ihre synthetische Ich-Funktionen stützt, oder frei nach Bion der Container, in welchem sie ihre – aus der doch immer wieder drohenden Identitätsdiffusion – durch Regression entstehenden psychotischen Elemente alphabetisieren (verdauen) kann.

3 **Schlussbemerkung: zu einer planetarischen Identität?**

Ich habe anhand einzelner Schicksale von PatientInnen aus meiner Praxis und anhand der Schilderungen meiner eigenen Subjektivität versucht, den abstrakten Begriff der Globalisierung zu konkretisieren. Dabei sollte sichtbar geworden sein, dass sich das Identitätsgefühl bei immer mehr Subjekten in Richtung einer gespaltenen oder doppelten oder sogar multiplen Identität bis hin zur Identitätsdiffusion verändert. Die Frage, inwiefern diese Zunahme der Identitätsprobleme zu einer globalen Veränderung der Menschen führen kann, sodass die eindeutig kulturell und national identifizierten Individuen tendenziell verschwinden, übersteigt das Erfahrungsmaterial meiner Praxisgemeinschaft. Diese Frage kann aufgrund des klinischen Materials nicht entschieden werden.

Nehmen wir jedoch einen sozialpsychologischen Standpunkt ein, können wir die neue Qualität eines xenophoben Rechtspopulismus in den Metropolen nicht übersehen. Spätestens seit der Annahme der Minarett-Initiative in der Schweiz ist sichtbar geworden, dass tendenziell eine Mehrheit der Bevölkerung nationalistisch bis fremdenfeindlich eingestellt ist. Das zeigt, dass immer grössere Massen die Folgen der Globalisierung als Bedrohung erleben, wobei sich die Angst vor dem Verlust von Vorteilen und Vorrechten, welche an die nationale Identität gebunden sind, immer wieder in Richtung einer Aggressivierung gegen das Fremde entlädt. Es wird für immer mehr Menschen immer wahrscheinlicher, dass die globale Kapitalstrategie unter Führung seiner bis heute vorherrschenden Finanzfraktion daraufhin zielt, das Lebensniveau in den Metropolen auf dasjenige der Schwellenländer der Dritten Welt hinunterzudrücken. Dagegen versucht sich der Einzelne und die organisierte Arbeiterbewegung insgesamt mit meist legalen, zuweilen aber auch mit illegalen Minderheitsaktionen zur Wehr zu setzen.

Auf der anderen Seite haben auch ausserhalb der Schwellenländer immer mehr Menschen in der Dritten Welt begriffen, dass sich ihre Armutsverhältnisse kaum schnell ändern werden. Dementsprechend versuchen sie, die Festung Europa (oder Amerika) zu unterminieren, sodass das Heer der Sans-Papiers weiterhin anwachsen wird. Die Parias der Welt haben dabei als Kollektiv nichts zu verlieren, auch wenn die Kosten an Menschenleben auf der gefährlichen Reise immens sind. Aber sie sind immer noch zu vernachlässigen, wenn man an die Kosten der Armut und des Neokolonialismus denkt. Wie viel mehr Menschen sterben in den armen Ländern an den Folgen von Unterernährung und unbehandelbaren Krankheiten aller Arten, aber auch an den Folgen der Kriege und Bürgerkriege, welche beim Kampf um die Sicherung und Aufteilung der materiellen Ressourcen, vom Erdöl bis zu den seltenen Erden, geführt werden. Ich denke, dass dank den

neuen Informationstechnologien das Wissen um die jeweils andere Welt bei den Menschen auf der ganzen Welt ein neues Bewusstsein geschaffen hat. Es steht zu hoffen, dass auf dieser Grundlage mit der Zeit auch tendenziell eine neue Identität als Weltbürger entstehen könnte, sozusagen eine planetarische Identität, die ökologisch ausgerichtet wäre und sich an den universellen Menschenrechten orientierte.

Literatur

- Erdheim, M. (1982). *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopsychanalytischen Prozess*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Erikson, E. H. (1975/1966). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Titel der Originalausgabe: *Identity and the Life Cycle* (1959)³.
- Modena, E. (2002). Als Zaungäste in der Mikroelektronik. In E. Modena (Hrsg.), *«Mit den Mitteln der Psychoanalyse ...»* (S. 269–290). Giessen: Psychosozial.
- Möhring, P. & Apsel, R. (Hrsg.) (1995). *Interkulturelle psychoanalytische Therapie*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.

Anmerkungen

- 1 Modena, E. 2002, S. 279.
- 2 Erdheim unterscheidet verschiedene Formen missglückter Adoleszenz. «Während die eingefrorene und die zerbrochene Adoleszenz über Strukturen verfügen, die zwischen den frühkindlichen Konflikten und denjenigen der Erwachsenen vermitteln können und Abwehr und Anpassung ermöglichen, scheint für die *ausgebrannte Adoleszenz* das Voranschreiten der Reifungsprozesse bei gleichzeitigem Weiterwirken der frühen Traumatisierungen charakteristisch. [...] Was ausbrennt, ist das, was die Adoleszenz zur «zweiten Chance» macht, d. h. vor allem die Fähigkeiten, auch als Erwachsener an der Kultur teilzunehmen, sie zu bewahren und weiterzuentwickeln» (S. 321).
- 3 Die Originalarbeit von 1959 ist enthalten in: *Selected papers. Psychological Issues*, 1, 1–171.